Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 78 (1991)

Heft: 1/2: Industriebrachen = Jachères industrielles = Industrial fallow land

Artikel: Abschied von der Brache : Anmerkungen zur ökonomischen und kulturlandschaftlichen Verwertung

Autor: Hoffmann-Axthelm, Dieter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-59113

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abschied von der Brache

Anmerkungen zur ökonomischen und kulturlandschaftlichen Verwertung

Ursprünglich hatte der Begriff eine bestimmte Bedeutung für die Dreifelderwirtschaft. Inzwischen ist die *Brache* eine Metapher für den Stillstand der Industriezeit in einer fertig gebauten Welt, die auf neue Bilder wartet statt auf neue Objekte. Bei der Aneignung des Liegengelassenen sind freilich ökonomische – aber auch kulturelle Egoismen im Spiel (muss Kultur nur noch in alten Fabriken stattfinden?).

Hoffmann-Axthelm nähert sich Begriffen und Wirklichkeiten an, um den Einzelfall zu befragen – ob die Brache neu genutzt, verwertet oder bloss in Ruhe gelassen werden will.

Remarques sur l'exploitation au profit de l'économie et du paysage culturel

Initialement, la notion avait une signification précise dans le cadre d'une culture à trois assolements. Depuis, la *jachère* est devenue la métaphore de la fin de l'ère industrielle, dans un monde totalement bâti attendant de nouvelles images à la place de nouveaux objets. L'appropriation de ce qui est abandonné est certes due aux convoitises économiques, mais également aux égoïsmes culturels (la culture ne doit-elle plus se développer que dans d'anciennes usines?).

Hoffmann-Axthelm approche des notions et des réalités pour interroger le cas d'espèce et apprendre si la jachère veut être réutilisée, exploitée ou simplement laissée en paix.

Notes on Utilisation in Terms of Economics and the Cultivated Landscape

Originally, the concept had a specific meaning for the three-field rotation system. In the meantime, the term *fallow land* has become a metaphor for the standstill of the industrial era in a ready-built world which is waiting for new images instead of new objects. The appropriation of abandoned land circles around economic and also cultural egoisms (does culture always have to take place exclusively in old factories?).

Hoffmann-Axthelm approaches concepts and realities in order to ask on the example of a specific case whether the fallow land wants to be re-functioned or merely left in peace.

❶–❹
Romantisiert, ökonomisch oder kulturell verwertet – Rezeptions- und Umgangsformen mit Niemandsländern und Brachen, z.B. das Gleisdreieck in Berlin / Exploitation romantique, économique ou culturelle, manières de comprendre et de traiter les no man's land et jachères, exemple du triangle ferroviaire de Berlin / Romanticised, economically or culturally exploited – ways of dealing with and adopting fallow and no-man's land, e.g. the Glasdreieck (Glass Triangle) in Berlin

Fotos: Gerhard Ullmann, Berlin

❶

1

Der Gebrauch des altertümlichen, spätestens seit der agrikulturellen Revolution des 18. Jahrhunderts gegenstandslosen Wortes kommt aus Berlin. Das muss man wissen, um das Mitschwingen von Bedeutungen zu verstehen und zu akzeptieren, das zur Sache, dem Freiwerden von Industrieflächen, sonst in einem eher peinlichen Verhältnis steht. Brache, das ist heutzutage von vornherein eine Metapher, aber auch die Metapher ist zu einem bestimmten Mass an Genauigkeit verpflichtet, es muss etwas Spezifisches übertragbar sein, die Metapher muss am Gegenstand, dem sie gilt, etwas vielleicht verborgenes, aber Wesentliches aufschliessen.

Die Industrie ist das genaue Gegenteil zur agrarischen Ökonomie des Wachsens. Industrielle Investitionen gehorchen den in der Regel – insbesondere im 19. Jahrhundert – kurzlebigen Konjunkturzyklen. Gerade die Raschheit, mit der Industrieanlagen erstellt und wieder beseitigt werden, unterscheidet die industrielle Produktion von anderen Produktionsformen. Das investierte fixe Kapital muss in kürzester Zeit nutzbar werden, und sowie die Sache aufhört, rentabel zu sein, wird die Produktion eingestellt, die Belegschaft, über Sozialpläne allenfalls abgestuft, entlassen, die Anlage abgebrochen oder sich selbst überlassen, das darin festgesetzte Kapital ohne Nachsicht vernichtet. Je grösser die Fabrik – Maschinenhalle, Fertigungsstrasse, Hochofen usw. –, desto steiler der Absturz. Von heute auf morgen kann es aus sein, ohne dass man das der Anlage ansieht – die Firma geriet zu tief in die roten Zahlen, wurde von der Konkurrenz aufgekauft, um sie stillzulegen, veraltete durch nicht rasch genug erkannte technische Umschwünge, neue Produkte oder Anforderungen der Ökologie.

Die Metapher der Brache dagegen redet von vieler verfügbarer Zeit. Die Verwertungshast ist vorbei, Grundfläche und was von der Anlage blieb, sind im Wartestand. Sie fielen in Schlaf wie Dornröschen, und wie diese wachsen sie zu. Ruderalvegetation macht ein Stück spontaner, auf den Ruinen ihrer Leugnung wiederkehrender Natur greifbar, Industrienatur. Architekten und Biologen entdecken das merkwürdige Zusammenleben, entdecken die verbliebenen Hallen, die leeren, zugewachsenen Räume, die überwucherte Architektur und Technik. Man läuft in einer Realmetapher der eigenen Zeit, des eigenen Lebensgefühls umher. Die liegengelassene, reglos und selbstvergessen gewordene Anlage scheint weiter zu sein, aktueller, als alles, was noch heil ist oder gerade neu gebaut wird. Den Entdeckern drängt sich der eine Gedanke auf, diesen unvergleichlichen Zustand zwischen den Zuständen festzuhalten.

Das ist hier, im industriellen Totenreich, so hoffnungslos wie bei lebendigen Verhältnissen, aber diese Erfahrung steht erst noch bevor. Jedenfalls ist das Register gewechselt: Die Industriebrache wird zur Kulturlandschaft. Sie zieht die Projektionen derer auf sich, die in ihrem gesellschaftlichen Standort, als Ästheten, Freizeitjäger, Kulturarbeiter, sich ohnehin jenseits der Notwendigkeit industrieller Produktion empfinden, in einer fertigen Welt, die auf neue Bilder wartet statt auf neue Objekte.

2

Das Modell Industriebrache setzt genau bestimmte Umgebungen voraus, ausserhalb derer es sinnlos wird. Auf den ersten Blick drängen sich mindestens zwei Bedingungen auf: zum einen ein ökonomischer Unterdruck, zum andern ein kulturelles Milieu, das ihn auffüllt. Erst wo beides zusammenkommt, ist für die Verwicklungen neuer kultureller Nutzungen Platz. Wo die von einer Nutzung verlassene Fläche sofort der nächsten gewinnbringenden Verwertung zugeführt wird, ist für die Entspannung des Liegenlassens keine Zeit; die Rendite aus der nachfolgenden Nutzung ist verlockend genug, dass Altlasten wie Bodensanierung und Abbrucharbeiten willig in Kauf genommen werden. Das Liegenlassen, nach Zerstörung oder auch nur Verkauf der Maschinen, setzt mindestens voraus, dass für etwaige Nutzer anderes, nicht bereits durch industrielle Nutzung belastetes Gelände vorhanden und billiger zu bebauen ist, auch, dass Fläche und Gebäudemasse zu gross sind, als dass sie von Kleinbetrieben, gesetzt, es gäbe da einen Expansionsbedarf, aufgefüllt werden könnten.

Das Vor-sich-hin-Rotten der fallengelassenen Anlagen braucht zugleich, um zum Ereignis zu werden, einen kulturellen Überdruck. In Belgien, im Siegerland, in Teilen des Ruhrgebiets ist dieser Überdruck nicht da, der Zerfall bleibt sich selbst überlassen. Rückwege gibt es nicht: Die Arbeitslosen besetzen die leerwerdenden Bereiche weder, um auf eigene Faust die Produktion wieder aufzunehmen, noch um darauf Gemüsegärten anzulegen. Für sie hat, mit der Schliessung, mit Entfernung der Maschinen, die Anlage ihren Gebrauchswert verloren und eine Form angenommen, die sie ihrem Zugriff entzieht. Erst die, für die die Industrie schon von ihrer eigenen Arbeitsweise und gesellschaftlichen Randlage her Vergangenheit ist, finden einen Schlüssel für den neuen Zustand der stillgestellten Verwertungszeit.

Die Metapher der Brache fordert dann aber noch etwas Drittes: Das Stillegen für ein Jahr innerhalb der mittelalterlichen Dreifelderwirtschaft betraf nicht periphere, unbrauchbar gewordene Flächen, sondern eines der drei sich abwechselnden Gewanne, also die Normalität, die Mitte der Sache. Zur klassischen Industriebrache gehört demnach, dass es sich um zentrumsnahe, sichtbar das Zentrum berührende oder gar konditionierende Flächen handelt. Die unverhofft in der Flanke kriselnder, vom Kapitaldruck zermalmter Stadtzentren sich auftuenden industriellen Flächen stellen die Möglichkeit einer Revanche dar. Sie erlauben im Zwischenreich der kulturellen Gestik, des stellvertretenden ästhetischen Zeigens, eine Neubestimmung dessen, was zentral ist und die Mitte einer Stadtgesellschaft bilden kann. Erst da sind wir an der historischen Wurzel der Metapher.

Der Ausdruck Brache wurde in die Sprache der Architekten und Planer Ende der 70er Jahre eingeführt, durch Andreas Reidemeister, der sich als Architekt seit Beginn des Jahrzehnts mit den brachliegenden Berliner innerstädtischen Bahnhofsflächen beschäftigt hatte. Die erste Planungsfläche stammte aus der Tradition der Ungers-Seminare: der damals gerade noch genutzte Görlitzer Bahnhof. Das nächste Projekt war ein mehrfach veröffentlichter Theaterbau für die Schaubühne (aus Montagegerüsten des ICC) auf dem Anhalter Güterbahnhof, dann ka-

❷

men Projekte für das Gelände des Potsdamer Bahnhofs, dort, wo dann, als eine Art Realisation, für einige Jahre das Zelt des Alternativunternehmens Tempodrom stand. Aus diesen Erfahrungen langsamer Rückkehr grosser Formen in die Stadt entstand das Bild der innerstädtischen Brache. Die Frage war, wie man, in einer Situation, in der niemand an wirkliche Bebauuung dachte, diese provisorischen Flächen durch entsprechend fragmentarische grosszügige Bebauungen zu neuartigen gesellschaftlichen Marktplätzen machen könne.

In dieser Blickrichtung waren stillgelegte Industrieflächen, abgerissene Bahnhöfe und ausrangierte Schlachthöfe gleichberechtigt. Im Vordergrund standen der neue Blick, die neue Nutzungsabsicht. Die Frage der Wiederkehr der alten Nutzung stellte sich gar nicht: weder für Freund noch Feind. Nachrücken würde, wenn überhaupt etwas, der Wohnungsbau. Es war die Zeit der schrumpfenden Städte der norddeutschen Schwerindustrie. Man war mitten in einem historischen Umbruch, von der Industriestadt zu etwas Neuem. Die grossen Zeichen der Industrie, die Bahnhöfe, Maschinenhallen, stadttechnischen Anlagen (Pumpwerke, Umspannstationen, Gasometer usw.) wurden allenthalben überflüssig, wurden abgerissen und gesprengt. Wunschwirklichkeit war, wenigstens die Gebäude zu retten, als Stadtmarken und Freiräume.

Vor allem: Auf diesen Flächen, in diesen Gebäuden, die die Gesellschaft aufgab, konnte sich Gegengesellschaft realisieren. Was klein und handlich genug war, wurde denn auch, wie die Stollwerk-Fabrik in Köln oder das Sprengel-Areal in Hannover, besetzt. Was bei Schokolade noch möglich war, konnte beim Fleisch nur gefordert werden: Nicht einer der Versuche zur kulturellen Besetzung der Schlachthöfe gelang. Was davon übrig bleibt, sind kommunale oder kommerzielle Repliken, die Fischhalle und die Fabrik in Hamburg-Altona, das Frankfurter Stadttheater im Strassenbahndepot an der Bockenheimer Warte und einiges andere mehr, je dauerhafter, desto gewöhnlicher, desto näher dran an der gewinnbringenden Umnutzung.

Verräterisch ist oft schon der Name. Die Fischhalle kommt ohne Fisch aus, und die Tempelhofer Fabrik für Kultur und Sport, ehedem Ufa, ist zwar alternativ geblieben, aber wahrhaft keine Fabrik (so wie die Bäckerei benannten Szenekneipen keine Handwerksbetriebe sind, sondern nur die vorangegangene Nutzung semantisch ausbeuten). In allen diesen Fällen ist ja auch von Brache keine Rede, sondern nur davon, wer das Gebäude oder die Gebäude denn bekommt. Es geht nicht um den freigelegten städtischen Raum, sondern um in städtischen Räumen liegende Objekte. Was die Brachen, bei aller Kulturalisierung, auch noch im Rückblick so sympathisch macht, ist die demgegenüber ihnen anhaftende Masslosigkeit. Mit ihr konnte man nur scheitern, musste also und konnte die Sache offenhalten für künftige Umschwünge und Ernstfälle, ohne behaupten zu müssen, die eigene, die kulturelle Nutzung, sei die neue Stadt selber.

3

Der Egoismus der kulturellen Aneignung war sich selber so wenig durchsichtig wie irgendein Egoismus sonst auf der Welt. Er brauchte, um an seinen Rand zu kommen, die normale Verwirklichung: die kulturelle Nutzung ohne den Verwertungsdruck bereitstehender Investoren, ob Tertiäres oder Wohnungsbau, aber auch erbarmungslos ohne die grossen Zeichen stillstehender Maschinen, umgenutzter Hallen, fussläufig in der Freizeit oder im Landschaftsplanerseminar begangener Bahntrassen. So blieb zum Beispiel von der Kasseler Henschel-Lokomotivfabrik, das Professoren und Studenten übernehmen und umbauen wollten, wie es war, in einem Jahrzehnt staatsbauamtlicher Umnutzung nur folgendes übrig: ein verbautes Verwaltungsgebäude, das bare Aussenmauerwerk einer einzigen (im übrigen ebenfalls abgerissenen) Halle, und ein kleines Giesshaus als technisches Baudenkmal.

Im Einzelfall handelte es sich immer nur um die übliche Niederlage, angesichts einer Übermacht von Verwaltungsstumpfsinn, Versicherungsfragen, mangelnden Finanzierungen, kleinstädtischer politischer Paranoia. Im Rückblick sind auch diese Niederlagen Teil einer Kadenz, die jetzt zum Ende zu kommen scheint. Was inzwischen deutlich ist, ist die Verbrauchszeit des Modells. Die Spannung der stillstehenden Industriezeit ist nicht auf Dauer durchzuhalten, ebensowenig die Rührung angesichts tapfer in den Ruinen und zwischen den Gleisen sich voranarbeitender Ruderalvegetation. Die metaphorische Last bricht spätestens dann über Geländen, Nutzern und Konzepten zusammen, wenn zwischen Industriearchäologie, Denkmalpflege, kultureller Nutzung einerseits und Ökologie, Flächennutzung, wirtschaftlicher Zukunft anderseits politisch verantwortlich unterschieden werden muss.

Denn nichts kann so bleiben wie es ist. Einmal in Bewegung gebracht, zieht jedes Industriegelände eine Auseinandersetzung auf sich, die, wie immer sie ausgeht, die Beseitigung des Zustandes betreibt, von dessen Verführungskraft alles ausging. Dabei sind die Siege aufschlussreicher als die Niederlagen. Nur in Abwesenheit von Verwertungszwängen, ja überhaupt von Verfügung über die Flächen hat der alternative Blick eine Chance, jenes Neue: dass ein Stück Stadtraum zum ästhetischen Abenteuer wird, dass Aktionen, Phantasien und ästhetische Eingriffe sich von Leinwänden oder weissen Galeriewänden weg auf das industrielle Gelände verlagern, dass über Spurensuche, Fundobjekte, Schallinstallationen das fortgewischte Leben, Bahnhof, Gaswerk, Fabrik, von Künstlern rekonstruiert, von einem Publikum wieder zum Dasein gebracht wird.

Sobald Besitzansprüche dieser mobilen Vortrupps öffentlich werden, ist auch eine Stadtverwaltung, die bis dahin sich durch die lästigen Liegenschaften überfordert fühlte, in Zugzwang, ob sie will oder nicht, die Verteilungskämpfe beginnen, und oft genug ziehen sie eine normale

kapitalistische Verwertung gerade herbei, indem sie die Stadtlage aufwerten, das Gelände bekannt machen, gar mit einem verkäuflichen Kulturwert/Nimbus versehen. Wenn nicht, dann muss das Gelände in städtischer Regie anverwandelt werden und seinen geregelten Platz in der Stadtpolitik und in der Investitionsplanung finden. Die provisorischen Zugriffe der Entdecker sind dann nicht mehr gefragt, Endgültigkeit muss schon aus Versicherungsgründen geschaffen werden. Einmal zum Spielstein politischer Auseinandersetzung geworden, kann auch der positive Entschluss, das Gelände den alternativen Wünschen gemäss als Kulturgelände oder Park zu nutzen, sich nur achten, wenn er Millionenschwere erreicht.

In dieser Falle von: entweder gar nicht, oder sehr teuer, wird das Gelände, wie es steht und liegt, unerbittlich zermalmt. Gar nicht, das ist der bedingungslose Abriss, selbst dann, wenn niemand mit dem Gelände etwas anfangen kann. Teuer, das heisst, dass mit der städtischen Investition auch die Ästhetik des Kulturausschusses oder des Gartenbauamtes einmarschiert, mit all den auf dem Wege notwendig werdenden Kompromissen. Die drei Berliner ehemaligen Bahnhofsareale, die am Anfang der Stadtbrachenmetapher standen, sind dafür ein gutes Zeugnis: der Görlitzer Park wird seit vier Jahren in eine Mischung aus Landschaftspark und Sportplätzen umgebaut, der Anhalter Bahnhof ist als umgrünter Sportplatz ausgelegt, der Potsdamer Bahnhof ist als städtischer Park in der Planung.

Die realisierten Beispiele, so (ausser dem genannten Berliner, Görlitzer Bahnhof) die Saarbrücker Hafeninsel, sind denn auch Exerzitien der Abgewöhnung. Es werden aufwendige Parks inszeniert, mit historischen Anklängen und landschaftlichen Romantizismen, aber was ganz verloren geht, ist die Durchsichtigkeit auf das nüchterne Gewesene, überhaupt das Mitspielen der abgestürzten industriellen Nutzung. An ihr anknüpfende intellektuelle Wünsche wie Weiter-Wachsen-lassen, gleich mit der Nutzung zu beginnen, einen Prozess der allmählichen Verwandlung anzufangen, mit Ausbildungsmöglichkeiten und unter weitgehender Beteiligung interessierter Bewohner, haben keine wirkliche Chance.

Es entsteht also irgend etwas, nur nicht die mögliche Fortsetzung dessen, was war, nur nicht die Übersetzung, oder Verwandlung, der ästhetischen Faszination des zwischen Leben und Sterben schwebend Aufgehaltenen, in eine neue Zweideutigkeit des Gebrauchs und der Zustände zwischen Stadt und Natur, Liegenlassen und Gebrauch. Nicht einmal die Frage, ob man dessen unter idealen Bedingungen (wenn man alles so machen könnte, wie man sich das vorstellt) fähig wäre, ist beantwortet.

4

Es ist sicherlich ein Zeichen der Zeit, dass nunmehr am Ausgangspunkt der Begeisterung für die industriellen innerstädtischen Warteflächen, in Berlin, die Bedingungen fortfallen, unter denen dem Ablauf von Auffindung, Erfahrungsbildung, Nutzungskämpfen, ästhetischer und stadtplanerischer Verarbeitung überhaupt Zeit gelassen wurde. Das agrarische Ruhejahr ist vorüber. Die grossen innerstädtischen Brachflächen sind durch den Fall der Mauer mit einem Schlag, oder Kuss: noch einmal Dornröschen, wieder verwertbar geworden. Die Aufmerksamkeit, die sie anderthalb Jahrzehnte lang zu den heimlichen Zentren einer geteilten, daher nicht zentrierbaren Stadt gemacht hatte, ist umgeschlagen. Es soll Stadt werden, was jetzt leerer, zerrissener Stadtraum ist.

Aber was heisst hier Stadt? Das Ende der – zumindest Berliner – Brachen macht einen nachträglich darauf aufmerksam, dass wir uns in einem metaphorischen Raum bewegt hatten: einer Stadträumlichkeit, in der weniger von der Unmöglichkeit rentabler Produktion an diesem Ort, als vom Ende der Industriestadt die Rede war. Zu Ende war, was damals West-Berlin betraf, die klassische Industrie der grossen Backsteinhallen. Die grosse Halle des Weddinger Schwarzkopf-Werkes wurde abgerissen, die fallierende AEG zog aus den Behrendschen Industrietempeln aus, Siemens riss die Siemensstädter Stammgebäude an der Spree kurzerhand ab usw. Abgerissen wurden übrigens auch, in West-Berlin, die Hobrechtschen Pumpwerke, Blankensteinschen Schulen, in Ost-Berlin, auf Befehl des obersten Chefs, die Gasometer auf dem Prenzlauer Berg.

Was wiederkommt, ist nicht die Industrie – die bleibt bestenfalls da, wo sie bis dahin noch ist, aber wer weiss, für wie lange. Wenn in Berlin wenige Monate nach Öffnung der Mauer durch den Eigentümer, das Reichsbahnvermögen, auf dem Gelände des Anhalter Bahnhofs das weitere Pflanzen von Bäumen untersagt wurde, dann zeigt das die Wiederkehr zunächst einmal einer Verwaltung an – man will sich die Fläche zur Erweiterung des vorhandenen Gebäudes am Landwehrkanal zur Verfügung halten. Irgendwann wird auch die Bahn selber kommen, als Schnellbahnstrecke in die Innenstadt, womit alle Ökoträume auf Anhalter und Potsdamer Güterbahnhof und auf dem Schöneberger Südgelände ausgeträumt sind. Aber die Schnellbahn ist keine Industrie, sie ist das kommende Verkehrsmittel für Manager und Touristen.

Was, während in Berlin-Ost das Sterben der politisch konservierten Industriestadt anfängt, weiterhin kommt, sind Dienstleistung und Wohnungsbau. Die Industrie scheint als Thema auszufallen, als gehörte so etwas sich in einer modernen Stadt nicht mehr. Es schlagen, mithin, die Zweideutigkeiten der Brachen über uns zusammen. Ein internationales Dienstleistungszentrum ist – ich spiele auf den Potsdamer Bahnhof an – so sauber, das heisst für Politiker ökologisch, wie ein daneben liegendes Bahnhofsgelände, das als Park ausgewiesen ist, bis man genauer weiss, was man draufbaut. Beidemal handelt es sich um ökologischen Stadtumbau, wie auch sonst, wo doch das eine eben nur sauber, das andere eben nur grün ist. Die neue Version von Stadt kommt ohne Lärm- und Staubemissionen, ohne Lösungsmittel, Boden- und Abwässerbelastung aus, sie begnügt sich mit der normalen Versiegelung, steigendem Flächenverbrauch, steigendem Verkehrsaufkommen. Künstler, Architekten, Stadtliebhaber, das Öko-Milieu, sie alle haben sich wieder einmal glänzend als Spürhunde, Zwischennutzer und Vorhalter bewährt.

Was die Architektur angeht, so ist an die Stelle der Brache das Hochhaus getreten. Man hat dann wenigstens, wenn man denn den richtigen Investor findet und zum Zuge kommt, für sich selber vorgehalten. Den normalen Stadtliebhaber trö-

stet das nicht, er steht mit seinem Thema, dem avantgardistischen Stadtraum, plötzlich allein da (auch wenn die Architekten behaupten, eben diesen Stadtraum im Gepäck dabeizuhaben). Offenbar funktionieren Stadtraum und Hochbau vorwiegend nach dem Prinzip wechselseitiger Ausschliessung. Die Stadtraumästhetik der Brache war die eines Herausfallens aus den gebauten Lösungen, voller Ungleichzeitigkeiten und Vorgriffe, architektonisch masslos, aber auf der Höhe der Sache; die zurzeit in Berlin gepflegte Hochhausästhetik ist, bei gleicher Funktionsignoranz, eine des Abflugs aus der Stadt, raumlos, abgelöst von der Stadt selbst und abgelöst von anderen Interessen als denen der architektonischen Selbstdarstellung, ein Nachholversuch europäisch Zukurzgekommener.

5

Wir haben also eine Entmischung des Themas nach allen Seiten. Was die Metapher von der Brache zwischenzeitlich gebündelt hatte, fällt jetzt wieder zu selbständigen Strängen auseinander, die mehr gegeneinander als miteinander verlaufen. Es wurde ja auch, während an einigen Orten angesichts ökonomischen Unterdrucks neue stadträumliche Erfahrungsweisen erprobt werden konnten, andernorts, wo der Verwertungsdruck weiterbestand oder zunahm, mit ausgefallenen Industrieflächen wenig Federlesens gemacht. Umstandslos wurde bebaut, wobei die Planer und Investoren die Grossräumigkeit industrieller Anlagen gedankenlos in grossräumige Verwaltungszentren oder Wohnanlagen übersetzten. Gedanken über die Unterschiedlichkeit der Raumnutzung wären fast so hemmend und so bedrohlich gewesen wie die Brachenlosigkeit selber.

Der Durchgang durch den Erfahrungsraum der Stadtbrachen führt seinerseits mit einer gewissen Zwangsläufigkeit dazu, das Neubesetzen aufgelassener Industrieflächen mit anderen Augen zu sehen. Die tertiarisierte Stadt ist das Gegenteil dessen, was mit den Stadtbrachen in Bewegung kommen sollte. Nun gibt es sicherlich kein Naturrecht darauf, dass, wo Industrie war, wieder Industrie hin muss (so wenig wie es ein Naturrecht auf einen Arbeitsplatz geben kann: beides wäre gleicherweise darauf aus, eine bestimmte, historisch werdende Organisation gesellschaftlicher Arbeit zu verewigen). Wohl aber, angesichts allzu bequemer Mehrheiten für die Herausdrängung der Industrie aus den Städten und das Einsparen gerade von Arbeitsplätzen mit Kompetenzen der Hand, sind zwei kritische Durchgänge obligatorisch, der eine die abweichende Nutzung betreffend, der andere die veränderte industrielle.

Beidemal – aber wenn man beidemal zu Ende denkt, geht es um ein und dasselbe Vorgehen – ist es Aufgabe der politischen und fachlichen Diskussion, in den Planungsvorgang eine Distanzierung einzuschieben, die zu der Schwebezeit der Industriebrache eine Entsprechung herstellen könnte – die Zeit, auf die Kosten der Industrialisierung, ihren Anteil an Stadt- und Naturzerstörung zu reflektieren. Die grossen Flächen verdanken sich ebenso einer nie vorher gekannten Mächtigkeit, wie einer historisch unvergleichlichen Vereinseitigung. Das Ausmass an Rationalität entspricht dem an in Zukunft nicht mehr begleichbaren ökologischen Kosten. Der monofunktionale Flächengebrauch hat nicht nur ein Höchstmass an Effizienz erbracht, sondern auch die Städte zerstört, denen er zugemutet wurde.

Diese Relativierung des industriellen Flächengebrauchs verlangt für den Fall, dass die Flächen in der Tat anders als für die produktive Arbeit genutzt werden, entsprechende Übersetzungsarbeiten. Der Kurzschluss zwischen Fläche und Planungsvolumen wird zwar durch den Grundstücksmarkt und die gesamte Ausrichtung der Stadtplanung forciert, ist aber nicht zwangsläufig. Politisch bleibt vielmehr auszutesten, wieviel Rückkehr zu einer komplexeren Stadtstruktur möglich ist: also keine Grossanlagen, sondern Auseinandernehmen der industriellen Areale, Neubedenken, Neueinordnen in die Stadt, Neuerschliessen, Parzellierung, Splitten der Investionen, Funktionsmischung, stadtökologische Kleinarbeitung von Flächenverbrauch, Aufhitzung, Umfeldbeeinträchtigungen, Versorgung usw.

Zum andern, im Fall industrieller Nachfolge, ändert sich die industrielle Produktion von sich aus, wie sie das schon immer getan hat. Man muss zu unterscheiden versuchen, was Änderung der jeweils führenden Produktionsideologien ist, und was längerfristige Veränderung. Die Produktionsideologien erkennt man an der Schnelligkeit ihres Kommens und Gehens – also nicht zuletzt daran, dass sie auf einen Schlag Fachjournalisten, Stadtplanern und Architekten vertraut sind: CIM und just in time zum Beispiel als die grossen Zerstörer der letzten Jahre. Hier ist das Ankommen bereits Indiz dafür, dass sie in der Praxis vorbei sind. Langfristige Wirkungen der Elektronisierung könnten dahin gehen, dass zumindest grössere Teilbereiche der industriellen Flächennutzung sich grundsätzlich ändern, hin zu zerlegbaren, stapelbaren, mithin innenstadtverträglichen Arrangements. Das dürfte, bei steigenden und steigend angerechneten ökologischen Kosten, in Zukunft zu einer der Lebensbedingungen industrieller Produktion innerhalb der EG werden.

Beidemal, bei anderweitiger wie bei erneuter industrieller Nutzung, hat die planerische Auslegung der Nutzung durch das gleiche kritische Sieb zu gehen. Dabei wäre es falsch, wollten Stadtpolitik und nachgeordnete Planung darauf warten, dass die Nutzer von sich aus auf den Punkt kommen. An Flächenverbrauch werden in Zukunft harte Bedingungen geknüpft werden müssen, schon deshalb, weil man sich eine weitere Flächenausweitung ökologisch nicht mehr leisten kann. Das muss nur eindeutig genug an die einzelnen Nutzer weitergegeben werden. Dann wird von ganz allein eine Fülle von weiteren Möglichkeiten und Strategien entwickelt werden, Nutzungen zu verschränken und Fläche einzusparen, die die heutigen, bislang naturwüchsig aus der immanenten Produktionslogik der Einzelbetriebe hervorgehenden Ansätze an Wirksamkeit weit übertreffen werden.

Die Industriebrache war das Emblem einer Phase, in der es von der klassischen Industrie des 19. Jahrhunderts Abschied zu nehmen galt: von der sichtbaren Arbeit, den Grossmaschinen, der unmittelbar städtisch auftretenden Maschinenkraft. Im Lichte der Brachenmetaphorik lagen auch Industrieareale, die nie eine kulturelle Besetzung fanden, entweder, weil sie sofort von der nächsten Verwertung er-

griffen wurden, oder weil sich überhaupt niemand mehr um sie kümmerte. Das Wegnehmen dieser Fahne verändert die gesamte Problemszenerie, ob süddeutsche Flächenknappheit oder lothringische, belgische, rheinisch-westfälische Industriefriedhöfe. Der Blick ist anders, die kulturelle Aufmerksamkeit steuert, wenn nicht alles täuscht, auf wirkliche Entscheidungen hin, statt Zwischenreiche und Wartezeiten zu inszenieren.

Nicht zur Unzeit: Die Industrialisierung geht weiter, aber auf anderen Wegen, und gezwungenermassen mit kleineren Grössen. Die linearen Logiken werden zu kostspielig, das Fliessband zuerst. Die entsprechenden Containerbauten auf der grünen Wiese werden also als historischer Irrtum genauso rückgängig gemacht werden müssen wie die korrespondierenden Grosswohnanlagen. Es wird folglich auch weiter in Menge ungenutzte oder umzunutzende Industrieflächen geben. Was mit ihnen zu tun ist, hat die Brachenzeit mit ihrem grossen Spielraum an gespielter Möglichkeit freigelegt. Viele der neueren Flächen in der Peripherie brauchen keine Brachenmetaphorik, man kann und wird sie direkt in Landschaft zurückverwandeln. Andere dagegen werden zu Baustellen des Stadtumbaus. Renaturierung ohne grosse Worte und ästhetische Anstrengungen, und funktionsmischende Umnutzung als Teil eines ökologischen Stadtumbaus, das werden die beiden Fahnen sein, die in Zukunft über brachliegenden Industrieflächen wehen werden. *D. H.-A.*

4